

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Montag, 7. Februar

1927.

(1. Fortsetzung.)

Die müde Diana.

Ein Polizeiroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Zweites Kapitel.

Lorenz Frey, der Angestellte des Detektivinstituts „Katzauge“ saß vor Herrn Petermann und ließ sich instruieren. Er hatte die Beine bequem übereinander geschlagen und trug eine gleichgültige Gelassenheit zur Schau, die zu dem aufgeregten Wesen seines Auftraggebers in starkem Gegensatz stand.

„Glauben Sie sich der Aufgabe allein gewachsen?“ fragte Petermann. „Oder halten Sie es nicht für besser, noch einen zweiten Privatdetektiv hinzuzuziehen?“

Der Angeredete machte eine pathetisch abwehrende Handbewegung. „Vollständig überflüssig“, sagte er und schob in treuer Kopie seines großen Vorbildes Sherlock Holmes die kurze Stummelpfeife in den rechten Mundwinkel. „Wenn ich hier wache, kommt keiner an den alten Griechen heran! Eher lasse ich mich in Stücke reißen. Haben Sie keine Bange, Herr Petermann. Sie sollten sich überhaupt ein wenig beruhigen.“

„Sie haben gut reden!“ rief der Kunsthändler und sprang erregt von seinem Stuhl auf. Dann schritt er, die Fäuste tief in die Hosentaschen vergraben, mehrere Male im Bureau hin und her.

„Ich habe selbst im stillen gehofft, daß der Kriminalkommissar oben auf dem Polizeipräsidium mit seiner Ansicht, es handle sich um einen Ulf, recht behalten könnte, aber dieser Brief hier“, er zog einen grünen Geschäftsumschlag aus der Tasche und fuchtelte seinem Gegenüber damit vor dem Gesicht herum, „dieser dreimal verschleierte Wsch wirft alle meine Illusionen über den Haufen.“

Der Privatdetektiv nahm mit der Pose eines Heldenpaares den Umschlag in Empfang und las die wenigen Zeilen laut vor:

„Morgen wird Ihre Ausstellung eröffnet, und „Die müde Diana“ ist immer noch nicht aus Ihrem Salon entfernt. Wer nicht hören will, muß fühlen. Ich gebe Ihnen eine letzte Frist. Wenn die Skulptur bis heute Abend acht Uhr nicht aus Ihrem Hause entfernt ist, werde ich um Mitternacht, Punkt zwölf Uhr, „Die müde Diana“ persönlich vernichten.“

Der Privatdetektiv schüttelte überlegen lachend den Kopf. „Das ist ein blöder Unsinn“, sagte er.

„Nein, das ist eine Unverschämtheit“, schrie Petermann, „und ich erkläre Ihnen, der Kerl ist wirklich im Bande und macht seine Drohung wahr!“

„Er wag kommen“, erwiderte der andere gleichmütig und zog seine Browningpistole aus seiner Tasche. „Das Ding hier hat sieben Patronen und eine fabelhafte Treffsicherheit. Sie können sich heute ganz beruhigt um zehn Uhr zur Ruhe legen. Lorenz Frey ist zur Stelle, Lorenz Frey wacht.“

Und als Petermann zu einer neuen Bemerkung ansetzte, erhob sich auch Herr Frey, um nach dem Salon zu gehen, der als Ausstellungsräum für „Die müde Diana“ gedacht war. Petermann folgte. Die beiden Männer durchschritten einen langen, schmalen Saal, an dessen mit grünem Tuch bespannten Wänden eine Anzahl jener modernen Gemälde hingen, aus denen lediglich die Maler selbst und vielleicht noch einige sogenannte Mözene, die ein bildeten, etwas von Kunst zu verstehen, klug wer-

den konnten. Frey warf einen kurzen Blick auf ein großes Ölbild in schwerem Goldrahmen, das ebensogut ein Stillleben, als der Marktplatz eines Hottentottendorfes oder auch eine Wiedergabe der Schlacht von Waterloo darstellen konnte. Eine spöttische Bemerkung, dahin gehend, daß der anonyme Briefschreiber der Kunst nur einen Dienst leiste, wenn er diese modernen Meisterwerke vernichten würde, schwieb ihm auf den Lippen. Er unterdrückte jedoch seine bissigen Worte, denn erstmals war Herr Petermann ein guter Kunde des Detektivbüroaus „Katzauge“, der vom Chef heute morgen ganz gehörig „hochgenommen“ worden war und aus diesem Grunde nicht verschleppt werden durfte, außerdem hätte Herr Petermann die Bemerkung aber auch kaum mehr gehört, denn er hatte bereits eine Tür im Hintergrunde des Saales geöffnet und stieg einige Stufen empor. Sie führte nach einem kleinen, kreisrunden Salon, der durch eine Anzahl in die Decke eingelassener facettierter Glasscheiben seine Beleuchtung empfing.

Inmitten des Salons lag auf einem vieredigen, mit violettem Samt drapierten Sockel das Marmorbildnis der müden Diana, und Frey, der langsam näher getreten war, fühlte trotz seiner künstlerischen Unbildung instinktiv, daß der Bildhauer hier ein Kunstwerk im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen hatte. Lange betrachtete er den prachtvollen, ebenmäßigen Frauenkörper, der in seiner formvollendeten Schönheit bewußt die sogenannte moderne Richtung negierte.

„Sie haben recht, Herr Petermann“, sagte er, „es wäre wirklich jammerschade, wenn irgendein Narr aus Gründen, die ich weder untersuchen will, noch untersuchen kann, sein Mütchen an diesem Meisterwerk fühlen würde. Sie dürfen überzeugt sein, daß die Skulptur morgen, das heißt überhaupt solange sie in Ihren Räumen bleibt, von keiner Frevelerhand berührt wird.“

Petermann schien etwas ruhiger geworden. „Sehr schön, was Sie da sagen“, meinte er, „aber wie denken Sie den Schutz dieses wirklich unerschöpflichen Kunstwerkes praktisch zu organisieren.“

Der Privatdetektiv hatte seinen Plan bereits im Kopf; er antwortete sofort. „Vorerst handelt es sich darum eventuelle Angriffe heute nacht abzuwehren beziehungsweise zu verhindern. Morgen und die folgenden Tage, also während der Zeit, wo die Skulptur zur Besichtigung freigegeben ist, kann ich ja durch zwei Ihrer Angestellten in der Beaufsichtigung unterstützt werden.“

„Gut“, unterbrach ihn Petermann ungeduldig, „und wie denken Sie sich die Sache heute nacht? Vergessen Sie bitte nicht, daß wir schon neun Uhr haben und der Verbrecherbesuch auf Punkt zwölf Uhr angekündigt ist, das heißt wir haben knapp drei Stunden Zeit.“

„Vor allem möchte ich Sie dringend bitten“, erwiderte Herr Frey, „mir vollständig freie Hand zu lassen, das heißt nach Hause zu gehen und sich um nichts zu kümmern. Der Salon hat lediglich Zugang durch diese eine Tür. Diese Tür wird verschlossen, und ich bleibe vor der Tür draußen im Gemäldeaal. Sie schließen mich in den Gemäldeaal ein, und ich lasse den Schlüssel zu der nach der Straße führenden Eingangstür innen stecken. Es

"Nein!"

"Lumpen, he? Nicht wahr, Lumpen?"

Friedrich Keller nickte und zog sein Stück Brot aus der Tasche, um die Zeit der Rast zur Abung zu verwenden.

"Wollt Ihr denn die alten Lumpen auch nach Freiberg bringen?"

"Freilich!"

"Solche Müh' um ein paar lappiger Hadern! Verlaufst sie mir für teueres Geld und Ihr seid der Mühe ledig, Meister Keller!"

"Was nennt Ihr teueres Geld? Wie viel zahlt Ihr für's Kindlein?"

"Wenn es gute saubere Lumpen sind, gut und fern einen Kupferdreier für das Pfund."

"Viell zu wenig!"

"Zu wenig?! Meister Keller, wollt Ihr mich an den Bettelstab bringen. Ich sehe noch zu, wenn ich einen Dreier zahle, und nur euch zuliebe bringe ich mich um meinen Verdienst."

In diesem Augenblick fuhr ein Bauernwagen vor die Schuhbüttel im Walde. Christian Kurz, der Pächter vom Stadigute zu Hainichen und Friedrich Kellers Nachbar, saß auf dem Kutschbock und lugte von da in die Rindenhütte.

"Glück auf, Nachbar Keller! Wohin soll es denn gehen?"

"Nach Freiberg, Herr Gutsvätcher."

"Na, dann bindet euren Handkarren an meinen Wagen und fahrt dann auf. Ich fahre ebenfalls nach Freiberg und nehme euch gern mit."

Aber mir laßt Ihr die Lumpen da, gelt, Herr Webermeister?" bettelte Isidor.

"Was will der Isidor denn zahlen für das Altzeug?" fragte der Gutsvätcher.

"Einen Kupferdreier für das Pfund, guter Herr!" bettelte sich Isidor Lau schnell und diensteifrig zu antworten.

"Gauner, infamer! In Freiberg bekommt Ihr bereits anderthalb Silbergroschen für das Pfund. Die Lumpennot ist groß und fast täglich steigen die Reife im Preise, denn es wird viel Papier gebraucht im Lande. Die Althändler schlagen sich um die Lumpen!" rief Christian Kurz empört und ließ die Peitschenschmitze über den Rücken des Handpferdes sausen. Friedrich Keller, der unterdessen seinen Karren am Bauernwagen festgemacht hatte, sprang auf den Kutschbock und fort ging es. Betrübt sah Isidor dem Wagen nach und begehrlich ruhte sein Blick auf dem dicken Lumpensack, der im Handkarren verlockend und didbauchig sah wie einer, der weiß, was er wert ist.

"Hätt' sollen gleich einen Silbergroschen bieten für das Pfund, dann wäre das Geschäft zustande gekommen, ehe der Bauer dazu kam, und ich hätte noch genug verdient. Isidor, das hast du dummi gemacht!" murkte er in seinen Bart, und trottete dann mit seinem kleinen Wäglein talwärts.

Bald brach das Gewitter los, und der Gutsvätcher und Friedrich Keller fanden in Kleinschirme im Dorfkrug Unterischlupi. Die Wagen hatte man schnell in die Scheune gesfahren. Nach kurzem Wüten und Toben war das Unwetter wieder auf und davon, und Pächter und Weber hubten weiter.

In Freiberg schaffte Friedrich Keller zunächst seine Webstücke zum Faktor, stellte seinen geringen Weblohn ein, ließ sich neues Garn zuwiegen und die Muster, die er mitbekam, genau erklären. Dann sahob er seinen Karren zum Althändler, und in der Tat, man zahlte ihm dort ohne Peitschen anderthalb Silbergroschen für das Pfund. Schmunzelnd strich der Weber die zwei Silbertaler für die 10 Pfund ein, kaufte seiner Frau ein Paar feste Schuhe, die sie schon lange brauchte, und für den Rest leistete er sich im Schuhhaus ein Glas Braubier, dazu einen Käse und ein Brot, und fühlte sich reicher als ein Kröpus. Dann zog er mit seinem jetzt so leichten Karren fröhlich heimwärts. Da er für die alten Lumpen so sündhaft viel Geld bekommen hatte, ging ihm immer und immer durch den Kopf.

"Das Papier ist so teuer, weil die Lumpen so rar sind! Und wenn die Lumpentapete anhält, wird das Papier bald unbezahlbar werden!" hatte ihm der Althändler erklärt und dann noch lächelnd hinaugefügt: "Wenn Ihr Papier aus etwas anderem als Lumpen zu machen verhindert, würdet Ihr nicht nur im Handumdrehen ein reicher Mann werden, sondern obendrein auch der Welt ein Geschenk machen und berühmt werden!" Und an diese Worte lachte nun der Weber immerfort, während er seinen Karren im glühenden Sonnenbrand durch den Wald schob. Das Gewitter vom Vormittag hatte nahezu keine Spuren mehr zurückgelassen. Über Mittag hatte die sengende Glut alle Feuchtigkeit wieder aufgezogen.

Am Waldesrand rastete Friedrich Keller. Er schaute endlos in das üppig wuchernde Gras des Straßenrabens. Da wurde sein Blick durch ein Wespennest gesellt, das sich zwei Schritte von ihm in einem hohlen, nassen, halbzerfallenen Baumstumpf befand. Das Nest war leer. Friedrich Keller stach mit seinem Stock in das

verlassene Wespenheim. Da brach ein handgroßes Stück eigenartige weiche Masse aus dem Neste heraus. Er hob es auf und betrachtete es genau. Weich und seidig griff es sich an, wie Papiermasse. Er stieckte den Fund ein und schritt sinnend, den Karren nachziehend, weiter. Ab und zu nahm er aus der Tasche die Masse, die er vom Wespennest losbrach, und betrachtete sie. Er hatte schon oft das Tun und Treiben der Wespen beobachtet und wußte, daß sie das Holz ihrer Nesthöhle mit den Kauwerkzeugen zermahlen und diese zerlaute Masse zum Nestbau verwenden, aber daß sich das Zeug wie feuchtes, zerfahernes Papier angreift, war ihm erst jetzt zum Bewußtsein gekommen, und während er darüber nachdachte, kam ihm plötzlich der Gedanke: "Wenn man es nun wie die Wespen macht! Wenn man Holz klar schleift zu einem Brei, wie es die Wespen mit ihren Kauwerkzeugen tun, dann muß doch auch solche Papiermasse entstehen, und aus dieser Papiermasse muß man doch dann Papier machen können!"

Und dieser Gedanke ließ ihn nimmer wieder los. Er sann und sann, hatte schlaflose Nächte, und nach einigen Tagen fasste er einen Entschluß. Er hatte einen Schulfameraden, den Franz Fischer, der war Arbeiter in der Papiermühle zu Sachsenburg an der Zschopau. Den suchte er auf und ließ sich von ihm genau erklären, wie aus Lumpen Papier hergestellt wird.

"Willst wohl selbst Papier machen, Friedrich?" fragte der Freund.

"Vielleicht, Franz, aber nicht aus Lumpen."

"Na, woraus denn sonst, he?"

"Aus Holz!" meinte geheimnisvoll der Weber.

"Mach' keine Witze, Junge, warum nicht gar aus Muttermilch!" lachte der Papiermacher.

Aber unserm Friedrich Gottlob Keller war es heiliger Ernst um seine Idee, aus Holz Papier herzustellen. Er war, obgleich nur ein armer Weber, ein kluger und findiger Kopf, geschickt und fleißig, und was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte er aus. Er berichtete seiner Frau, was er sich ausgedacht hatte, und da ihr reicher Verdienst wünschte, war sie mit seinem Plane einverstanden. Vom Rest ihres Geldes kaufte er beim Förster zwei Kästen Fichtenholz und nun begann im kleinen Hause hinter verschlossener Tür eine emtige, seltsame Arbeit. Auf einem gewöhnlichen Schleifstein zerriebene Mann und Frau in wochenlanger mühseliger Quälerei diese Unmenge Fichtenküller zu feinem Pulver. Als sie nun endlich im Herbst eine große Kiste Holzpulver fertig hatten, stellte Friedrich Keller im Schuppen eine große Blechpfanne auf, tat das Produkt der Holzsleiferei hinein, vermengte es mit Wasser und unter beständigem Rühren ließ er den Brei einkochen, bis er sich zäh verdickt hatte. Dann schöpfe er — genau wie er es bei der Lumpenpapierbereitung gesehen hatte, bei seinem Freunde, dem Papiermacher in Sachsenburg — mit einem großen, flachen Löffel den Brei und goss ihn auf ein großes, breites, flaches Sieb. Das Wasser tropfte ab und zu Kellers unbeschreiblicher Freude blieb eine dünne, feste Schicht liegen, das war nun schon das eigentliche Papier. Vorsichtig hob er diese dünne Papierplatte heraus und preßte sie zwischen großen Fälschern trocken, dann zog er die Papierplatte durch eine Lösung von Leim und als es trocken geworden war, glättete er das Blatt! Freilich war das kein weisses, spiegelglattes Papier, wie wir es heute gewöhnt sind, sondern es war gelb und rauh, aber für damalige Zeiten schon ganz annehmbar. Man war durchaus nicht so verwöhnt in bezug auf Papier, und wer einmal von seinem Urgroßvater ein altes Schreibbuch hervorholte, wird noch solches gelbes, rauhes Papier finden. Natürlich glückte es unserem Friedrich Keller nicht beim ersten Versuch, sondern viele Tage unermüdlicher Arbeit und viele Misserfolge gehörten dazu, bis er sein Ziel erreicht hatte. Nun war aber der Jubel groß. Seine Freunde rieten ihm, sich auf seine wichtige Erfindung das Patent geben zu lassen, bis er weiterzählte. Seine leichten Sprachlosen setzte der wadere Mann daran, das Patent zu erlangen, und nach einem knappen Jahre, 1845, wurde es ihm auch tatsächlich zugeworfen. Aber nun erfüllte sich bei Friedrich Gottlob Keller das Schicksal so vieler Erfinder, die der Welt Großes und Wertvolles schenkten. Ihm fehlte das Kapital, die Erfindung, Papier aus Holz zu machen, auszubauen, zu vervollkommen und praktisch zu verwerten, und so tat er etwas recht Unüberlegtes: er verkaufte das Patent an einen Papierfabrikanten um ganze 100 Taler. Der nummehrige Patentbesitzer erkannte sofort die ungeheure Tragweite der neuen Erfindung. Er baute sie aus, verbesserte sie und stellte bald im Großen Papier aus Holz her.

Unser Friedrich Gottlob Keller aber saß wieder hinter seinem Webstuhl und webte und webte und blieb ein armer Mann. Sein Name war bald vergessen. Er starb im Jahre 1895 als fast achtzigjähriger Greis in tiefer Armut. Aber er gab der Welt viel, deshalb sollte man seiner oft gedenken.

Der schwarze Panther.

Eine Fällingsgeschichte von Wilhelm Herber.

Ich glaube nicht, daß grundsätzliche Bedenken bestehen, wenn ich die drei noch jugendlichen Ehepaare der Kürze und Unterscheidung halber mit Kunz, Hinz und Heinz bezeichne.

Bei Frau Hinz war der Gedanke wach geworden. Er wurde von den beiden anderen Damen mit leidenschaftlicher Begeisterung fortgespannt und gezeigt.

„Einmal auf einen Bal paré!“

„Es kann ja nichts passieren, wenn wir drei Paare eine geschlossene Gesellschaft bilden!“

Natürlich! Wir haben zu unsere Männer dabei.“

Nachdem man so weit übereingekommen war, wurde der Boden sorgfältig vorbereitet.

„Weißt du?“ — sagte Frau Kunz nach einem sehr gelungenen Röstbraten zu ihrem Gatten — „man altert, wenn man sich nicht auch einmal stärker anspannt. Das Ungewöhnliche ist keine Alltagskost. Übrigens der Röstbraten war gut — was?“

„Ja!“ meinte er etwas misstrauisch. „Aber was ist besser?“

Da bekam sie einen Glitterwochen-Anfall. „Ah, Schatz!“ flüsterte sie verschämt. „Einmal auf einen Bal paré — weißt du mit dir, mit Hinzens und Heinzens, da kann ja nichts passieren — eine geschlossene Gesellschaft und ihr Männer dabei!“

„Ihr Männer!“ Das konnte ihm einigermaßen an.

„Denke dir!“ sagte ihm Hinz nachmittags. „Sie wollen auf einen Bal paré! Mit Schweinstoletten ist sie mir gekommen.“

„Warum denn nicht?“ antwortete Kunz erhaben. „Ich weiß nicht, sind wir schon so alt oder sind wir so rückständig? Oder wollen wir unseren Frauen nichts gönnen? Und wenn wir Männer dabei sind?! Hast du schon mit Heinz gesprochen?“

Der kam gerade aufgeregter über die Straße herüber.

„Denkt euch nur . . .“

„Geht Ihr oder geht Ihr nicht?“ fragte Hinz.

„Wenn wir Männer dabei sind!“ lachte Kunz hinauf und runzelte die Stirn.

Heinz schauderte. Denn er hatte daheim gewaltig dagegen geredet — allerdings mit dem Gefühl vollständiger Unterlegenheit. „Ja, natürlich! Wir wollten es euch ja vorwählen.“

So ging man am nächsten Mittwoch auf den Bal paré.

Es war entzückend — die Musik, die Neubau, das Treiben, das Licht, die fabelhaften Toiletten, die Atmosphäre von Parfüm und Selt, die wandernden bunten Lichtkegel der Scheinwerfer während der Tänze.

Es war einzüllend.

„Ganz einsig!“ sagten die drei Damen und die drei Herren höchstens auf das Bierstüberl und nickten.

Sie und du müssten sie auch abwechselnd bei den drei Gattinnen zum Tanz antreten und lachten den schnellen Tänzer von ehemals herauszubieben. Es gelang zwar nicht gana, wurde aber mit gnädigem Lächeln verziehen.

Im übrigen machte man den Gattinnen den Hof und diese fühlten sich in der schon seit langer Zeit etwas entwöhnten Herrlichkeit glücklich.

Auf einmal wurde es anders.

Eine schwärzeidene Gestalt flüste vorbei.

So etwas von Geschmeidigkeit und Schnelligkeit, so etwas von jugendlicher Kettheit und selbstbewusster Grazie, so etwas von blitzen, tanzen Raubtieraugen hinter bergender Maske, hatte man noch nicht gesehen.

Die drei Damen waren außerordentlich interessiert und ungemein witzig.

Die drei Herren waren pass.

Kunz zwirbte vor Ohnmacht den Schnurrbart und wurde von der Gattin auf der Tat erkannt und abgestraft: seine Frau schlug ihm derb auf die Hand.

Hinz wollte vorsichtig einen Bekannten „drunten“ — „drüber“ — „draußen“ — „in der Ecke“ sprechen. Seine Frau riss ihn am Haarspitzen zurück.

Hinz schüttete den Selt in den Eiskübel statt in das Glas und glockte dann wie ein geangelter Karpfen vor sich hin.

„Der reinste schwarze Panther!“ murmelte endlich Kunz, um etwas gesagt zu haben. Denn die stumme Schwille war schlagtrefferlich geworden.

„Sehr richtig!“ antwortete seine Frau fröhlig. „Aber ich habe Managerien nie gemocht.“

Bon da ab kam keine rechte unbesangene Fröhlichkeit mehr in Schwung. Unwillkürlich suchten zwölf Augen den

„schwarzen Panther“ — die der Damen mit Gift und Galle und Elfersucht, die der Herren mit Neugier, Wohligefallen, schlechtem Gewissen und Verschlagenheit.

Hier und dort — überall tauchte er auf, trieb seine übermäßigen Scherze und flüste aalglatt mit der unerhörten Bewandtheit einer wilden Käte davon, die lauernd auf einem Ast im Urwald liegt, berunterkriecht, einem armen Opfer den Hals abbellt und das Blut aussaugt und — wappdich wieder weg ist.

Der ganze Saal kam in Erregung.

Hunderte von Bilden lachten und verwünschten sie und wünschten sie her und wünschten sie weg . . . kurz und gut, es war ganz unerhört.

Auch bei den drei Paaren ging ein forgesetztes Belauern und Belachen und Auswischen und Erwischtwerden und Stilles und lautes Geschmolte und Vorgewerke hin und her.

„Nein!“ schluchzte endlich Frau Hinz. „Wäre ich nur nicht auf den Bal paré gegangen.“

„Wer ist denn eigentlich auf diese dumme Idee gekommen?“ fragte Frau Heinz.

Dann stießen sie alle drei die Köpfe zusammen.

„Ich nicht!“ sagten die Männer mit unerhörter, beinahe ärztlicher Kettheit und schielten nach dem „schwarzen Panther“.

Viel früher, als beabsichtigt gewesen, brach man auf.

Ehe man aus dem Saale trat, waren sich noch die drei Damen einig geworden, daß es sich dabei um die raffinteste, gemeinste, verschlagenste, gerissenste Kokette der ganzen Stadt handle.

„Sie ist eine Verbrecherin“, sagte Frau Kunz energisch.

„Oder aus den allerersten Kreisen“, ergänzte Frau Hinz.

„Sedenfalls gehört sie ausgewichen oder stranguliert“, setzte Frau Heinz blutgierig bei.

Als man sich getrennt hatte, weil man doch mit dem Auto heimfahren mußte, gab es in den verschiedenen Kraftwagen Gardinenpredigten — von 30 bis 50 Pferdekraften.

Wie Kunz in ihrer Wohnung angelangt waren, sagte sie: „Gott sei Dank, daß wir daheim sind! Niemals darfst du mir wieder mit einer solchen häßlichen Sache kommen.“

„Aber . . .“ stammelte er verblüfft.

„Niemals wieder!“ flüsterte sie. „Denk dir, wie wir uns vor unserem braven, einfachen, bescheidenen Mädchen Lina schämen müssen! Sie, die den ganzen Tag unsere Hausarbeit besorgt, schlafst nun schon längst den ruhigen Schlummer der Ermüdung, während ihre Herrlichkeit — ihre leichtsinnige Herrlichkeit — draußen herum schwärmt und dort — in ihrem männlichen Teil — nach solchen verkommenen Geschöpfen liebäugelt, wie es dieser — dieser „schwarze Panther“ ist.“

Sie ging in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen, weil es sie für Aufregung durstete.

Da stieß sie einen lauten Schrei aus.

Jemand, der offenbar nicht mehr schnell genug aus den Kleidern gekommen war, hatte hier unbedachtlos seine Oberhülle abgestreift und hingeworfen.

„Ha!“ schrie die Dame zum zweitenmal.

„Warum ha- st du dem immer?“ fragte er verwundert und kam in die Küche.

„Da . . . da . . . da . . .“ stammelte sie und wies auf den Küchenstuhl, über dem eine schillernde, glänzende Seidenhülle lag — unsere Lina — unsere Lina . . . der „schwarze Panther“!

Man hörte aus dem Mädchenzimmer ein sanftes, wohliges, glückliches Schnarchen.

Gesellschaft und Mode

Der Rajah-Hut. Je linder die Winterlüfte wehen, desto mehr zeigt sich die Frühlingsmode schon jetzt hervor, und man sieht auch bereits allerlei über den neuen Frühlingsstil, der jetzt in den maßgebenden Modehäusern zu entstehen im Begriff ist. Die eng sich um den Kopf legende Glodenform, die so vortrefflich zum Bubikof passt und sich bereits seit Jahren hält, wird auch in der neuen Saison ihre Anhängerinnen behalten. Daneben aber treten einige exotische und auffälligere Formen hervor, unter denen besonders das sog. Rajah-Modell viel Anklang findet. Der Rajah-Hut ist eine Variation des indischen Turbans. Crêpe de Chine oder Metallgewebe werden über einer dem Kopf sich eng anliegenden Strohform drapiert. Eine prächtige Aigraine, die von einer juwelenbesetzten Agraffe gehalten wird, zieht sich über der Mitte der Stirn und bildet den einzigen, allerdings recht kostspieligen Schmuck der kleidamen Kopfbedeckung.